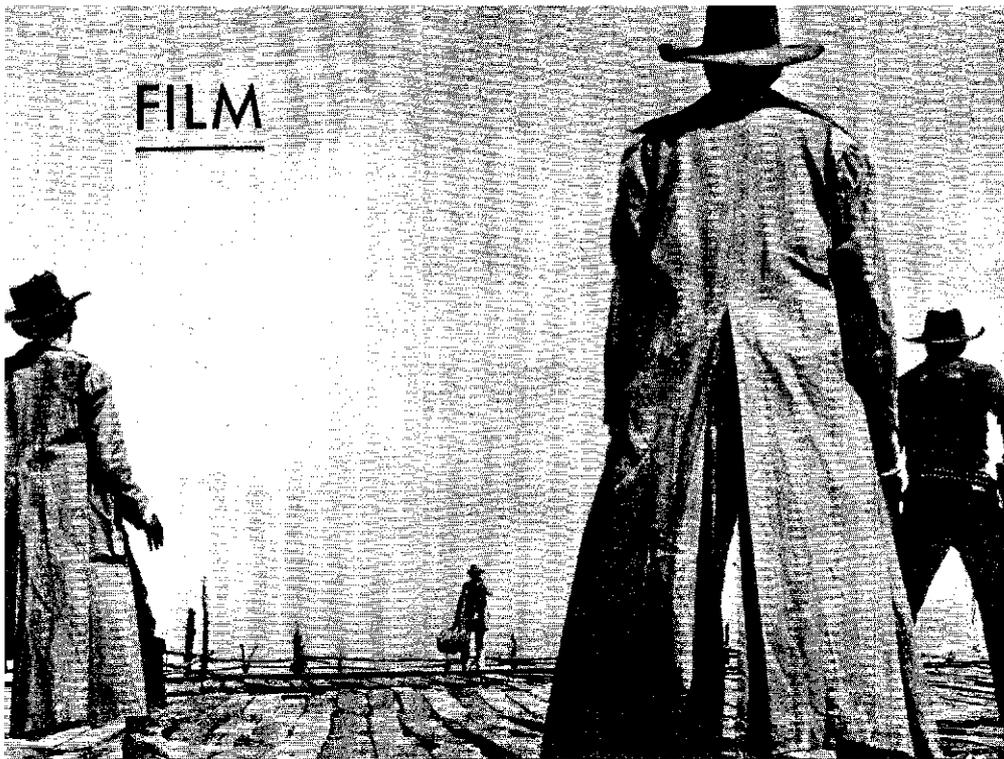


Viel zu alt



Leone-Film „Lied vom Tod“: Ein Django mit steifen Gelenken

NEU IN DEUTSCHLAND

Morscher Magnat

Spiel mir das Lied vom Tod (USA/ Italien, Farbe). Zunächst kopierte der Italiener den Hollywood-Western und verbarg sich hinter einem Pseudonym (Bob Robertson); als er damit Erfolg hatte, nahmen sich die Amerikaner den Regisseur zum Vorbild.

Sergio Leone, mit seinem italienischen Landsmann Sergio Corbucci Erfinder des Italo-Western, ist auch bei seinem ersten Hollywood-Film dem gewohnten Brutal-Stil treu geblieben; ungerührt revidierte er altbewährte Western-Klischees und besetzte die Pferdeoper — Thema: Zwischenfälle beim Eisenbahnbau — mit neuen Typen.

Der Kino-Veteran Henry Fonda beispielsweise, sonst gewöhnlich als lonesome rider tragisch zu Pferde, wurde zum harten Killer Frank; als eine Art Django mit steifen Gelenken schießt er für einen morschen Magnaten aufsässige Farmer von der projektierten Bahnstrecke. Auch die weibliche Hauptperson (Claudia Cardinale) ist nicht, wie westernüblich, die blonde Pioniersfrau oder eine souveräne Kokotte à la Marlene Dietrich. Vielmehr kommt sie aus dem Bordell und liebt mit nymphomanischer Selbstverständlichkeit zuerst den Mörder ihres Mannes, dann seine beiden Rächer.

Der eine ist ein südländisch verschmitztes Gegenbild zum nordischen Finsterling Frank, der andere ein namenloser Harmonika-Spieler, dessen Vater von Frank einst gehängt wurde. Doch beide haben eines gemeinsam: Sie sind Halunken und fast so skrupellos wie Frank. Deshalb ist es beinahe gleichgültig, wer wen am Ende besiegt.

Diese im Western alten Schlages durch Spannung ausgefüllte Erwartungslücke stopft Leone mit Bildern

zu — mit immer neuen Baller-Szenen, temporeichem Gemetzel, degoutanten Scherzen („Meine Mutter war, weiß Gott, die größte Hure, die rumlief“) und genußvoll erdachten Sadismen.

Und weil sein Rezept Grausamkeit als Selbstzweck heißt, nimmt der Regisseur auch die Zuschauer bei der Folter nicht aus: Minutenlang verharrt die Kamera auf dem Kinn eines Banditen, über das eine lästige Fliege krabbelt. Für nichts und wieder nichts.



Jones (M.) in „Wild in den Straßen“: Der Präsident ist 24

Wild in den Straßen (USA, Farbe). „Der Fortschritt ist nur eine Verwirklichung von Utopien“, hat Oscar Wilde einst gesagt; doch dieses wahre Wort dementiert der bislang als Fernsehregisseur erfolgreiche Amerikaner Barry Shear in seinem ersten Kino-Film: Seine Utopie eines totalen Jugendstaates, made in USA, hat mit Fortschritt nichts zu tun und ist so reaktionär wie ein Wahl-Pamphlet der NPD.

Freilich viel raffinierter gemacht. Eine Halbzeit nämlich heuchelt Shear mit Pop und Pot, Beat und statistischen Daten („52 Prozent aller Amerikaner sind unter 25“) Verständnis für die rebellische Jugend seines Landes und führt sie auf der Leinwand zum Sieg:

Unter wilden Vandalen-Akten — Stich in Mutters Polstermöbel, Bombe in Vaters Chrysler — befreit sich Max Frost (Christopher Jones) vom Einfluß seines Middle-Class-Elternhauses; als 22jähriger Beat-Star ist er zum Multimillionär und Massenidol geworden, das seinen Einfluß politisch ausbeutet: Von Hippies, Black-Power-Kämpfern und Ostermarschierern der „Kennedy-Generation“ unterstützt, agitiert Max erfolgreich für die Herabsetzung des Wahlalters („14 oder es gibt Stunk“); mit 24 ist er Präsident der Vereinigten Staaten.

Im Schlußteil jedoch zeigt der Regisseur, was er von der Jugend wirklich hält — überhaupt nichts. Der junge Präsident verfällt dem Machtrausch, engagiert eine Knüppelgarde in Schwarzhemden und macht — „30 ist schlimmer als der Tod“ — Jagd auf die älteren Mitbürger: Wer über 35 ist, wird ins KZ verschleppt und „mit LSD vollgepumpt“. In blauen Kutten tanzen die Häftlinge Ringelreihen zwischen Stacheldrähten.

Daß der Regisseur sein Handwerk als Satiriker beherrscht, spricht ihn vom Vorwurf der Unredlichkeit noch nicht frei: Statt die Schwächen der Demokratie anzugreifen und die Motive ihrer jugendlichen Kritiker zu berücksichtigen, verdammt er die Protest-Generation pauschal als pubertär und faschistisch.

Träge hofft er auch auf den heilenden Einfluß der Zeit: „24 ist auch schon viel zu alt“, so läßt Shear eine Zehnjährige ironisch zum Präsidenten sprechen, und daraufhin bricht Max im letzten Bild kläglich zusammen.